

Silke Lambeck

Mein Freund Otto, das wilde Leben und ich



Mit Bildern
von Barbara Jung

**Mein Freund Otto,
das wilde Leben und ich**

Silke Lambeck

Mein Freund Otto, das wilde Leben und ich



Mit Bildern von Barbara Jung

 GERSTENBERG

Erstes Kapitel, in dem Otto nicht singen kann und ich mal wieder lachen muss

Otto hat gesagt, wir sind viel zu brav. Seitdem denke ich über das wilde Leben nach. Und ob Otto recht hat. Und was wir tun sollen, wenn er recht hat. Denn dann kann es nicht so bleiben.

Er hat es natürlich nicht einfach so gesagt, es gab schon einen Anlass. Und der ging so:

Wir hatten Musik bei Frau Schütz, was ziemlich langweilig ist. Wir singen Lieder, die ungefähr hundertdreißig Jahre alt sind. Oder zweihundert. Vorher machen wir Stimmübungen und müssen tief atmen oder uns schütteln und recken. Manchmal ist das echt peinlich und manchmal muss ich so lachen, dass ich nicht mehr singen kann. Otto kann sowieso nicht singen, und zwar, weil er die Töne nicht trifft. Er brummt einfach und hofft, dass es nicht auffällt. Es fällt aber auf und Frau Schütz sagt jedes Mal: »Otto, du sollst nicht brummen, sondern singen.« Otto guckt dann beleidigt und sagt: »Ich gebe mir wirklich Mühe.« Dann muss ich sofort wieder lachen.

Jedenfalls hatten wir neulich noch eine Viertelstunde Zeit und Frau Schütz sagte: »Ich habe eine Überraschung für euch.« Bei mir läuteten die Alarmglocken, denn das letzte Mal, als sie eine Überraschung für uns hatte, hat sie sich vor die Klasse gestellt und mit sehr lauter Stimme einen Teil des Weihnachtskonzerts gesungen, für das sie gerade mit ihrem Chor übte. Erst ging es noch, aber dann wurde ihre Stimme höher und höher und sie fuchtelte mit ihren Armen und riss den Mund weit auf, und gerade als sie ganz hoch sang, musste ich wieder lachen.

Ich kann einfach nicht anders. Es ist eine Art Lachsucht. Das



Lachen gluckert in mir hoch, erst bis zur Brust, und ich versuche noch, es unten zu halten. Und dann steigt es höher und höher, ich presse die Lippen zusammen, versuche, an was Trauriges zu denken – und »Peng!« – lacht es aus mir heraus. Wie ein Fluss, der über die Ufer tritt. Oder so ähnlich. Jedenfalls: Das passierte. In die feierlichste Minute, in den höchsten Ton quietschte mein Lachen. Und als ich erst mal angefangen hatte, mussten die anderen auch lachen. Vorbei war es mit dem Weihnachtskonzert. Frau Schütz hörte auf zu singen, packte ihre Tasche und ging. Sie sah etwas betrübt aus. Ich hätte ihr gerne noch gesagt, dass es nichts mit ihr zu tun hatte, aber wahrscheinlich hätte sie mir sowieso nicht geglaubt.

Jetzt war allerdings fast noch Sommer, und ich war ziemlich sicher, dass es kein Weihnachtslied geben würde. Und tatsächlich bat sie uns, die Vorhänge zuzuziehen, und fragte Otto, ob er am Smartboard YouTube einstellen könnte. Wir haben in der ganzen Schule Smartboards, was natürlich eigentlich ganz cool ist. Wenn die Lehrer sie bedienen könnten. Können sie aber nicht. Die einen versuchen eine halbe Stunde lang fluchend, das Ding in Gang zu bringen, und hören dann mit hochrotem Gesicht auf. Die anderen suchen mit wichtiger Miene einen Gedichttext auf Google und werfen ihn dann triumphierend an die Wand. Am besten war die Geschichte von Herrn Dr. Wilmroth, der das Smartboard für eine Art weiße Tafel hielt und anfang, mit Edding-Stiften darauf herumzumalen. Die schreienden Schüler ignorierte er. Erst als er sich

selber verbessern wollte und die Schrift sich nicht abwischen ließ, bemerkte er seinen Irrtum. Zu spät.

So gesehen war es ziemlich okay von Frau Schütz, dass sie schon mal von YouTube gehört hatte und die Sache vernünftigerweise einem Schüler überließ. Jedenfalls ging Otto nach vorne, tippte zweimal auf dem Gerät herum und hatte YouTube gefunden. Frau Schütz sah ihn mit einem Ausdruck ehrlicher Bewunderung an. Das war Otto im Musikunterricht noch nicht passiert. Er wollte an seinen Platz zurückgehen, aber sie hielt ihn am Ärmel fest. »Bitte gib mal ›Bruda Berlin‹ ein«, sagte sie. Otto tippte in die Suchmaske, und auf dem Smartboard erschien das Bild eines südländisch aussehenden Jungen, der an einem glänzenden schwarzen BMW lehnte. »Danke«, sagte Frau Schütz, die sich offenbar imstande fühlte, alleine auf »play« zu drücken.

Sie zog die Vorhänge zu und ließ das Video abspielen. Der Junge war vielleicht vierzehn, und nach einem kurzen Intro be-



gann er, ziemlich lässig eine Straße entlangzugehen und sang dabei, was das Zeug hielt. »Ich bin Bruda Berlin und ich rappe vor mich hin, hab nichts anderes im Sinn, weil ich Gangsta bin. Ich bin Bruda Berlin und ich gehör hierhin, du, ich schlag dir gleich aufs Kinn, weil ich Gangsta bin.« So ging das weiter und nach ein paar Minuten hätte ich mitsingen können.

Es war echt still im Klassenraum. Carlo hatte aufgehört, mit



Papierkugeln nach Marie zu werfen. Der Junge im Video war cool, das musste man sagen, und dabei war er nur ein paar Jahre älter als wir. In der letzten Szene grüßte er einen älteren Jugendlichen mit High Five und sang dann noch mal: »Ich bin Bruda Berlin, stecke ganz tief drin, bin ein riesiger Gewinn ... weil ich Gangsta bin.« Damit grinste er in die Kamera, drehte sich um und lief langsam mit seinen Kumpels die Straße runter.

Frau Schütz gelang es, das Video zu stoppen und sie sah uns erwartungsvoll an.

»Wie hat euch das gefallen?«, fragte sie.

»War okay«, sagte Carlo.

»Ganz cool«, ergänzte Otto.

»Mahmoud ist dreizehn und hat das Video selbst produziert und geschnitten«, sagte sie. »Es hat auf YouTube 120 000 Klicks, oder wie das heißt.«

»Klicks!«, korrigierte ich sie.

»Wie auch immer – ich möchte, dass ihr einen Rap macht und vor der Klasse aufführt. Ihr könnt euch auch zu zweit oder zu dritt zusammmentun, dann müssen nicht alle singen. Es soll um irgendetwas gehen, das mit euch zu tun hat.«

»Kriegen wir eine Note dafür?«, fragte Franzi, die in allen Fächern die Beste war.

»Ja«, sagte Frau Schütz.

»Fürs Singen?«, fragte Otto. Er klang ängstlich, und ich merkte, wie das Lachen hochkroch, als ich mir Otto beim Rappen vorstellte.

»Nein, es muss nicht jeder singen«, sagte Frau Schütz. »Aber ihr sollt das Lied zusammen erfinden.«

In der Klasse hing eine Art verwirrte Stille. Vielleicht, weil die einen nicht dichten und die anderen nicht singen konnten. In die Verwirrung hinein läutete die Pausenklingel. »Okay, viel Spaß«, sagte Frau Schütz. »Ich bin gespannt.«

Otto holte mich auf der Treppe ein. Seine Hose hatte einen riesigen Fleck auf dem Oberschenkel und der Bügel seiner Brille war an einer Seite mit Tesaband geklebt. Seine Mutter hatte sich geweigert, sie reparieren zu lassen. Weil Otto dreimal in zwei Monaten draufgetreten war.

»Matti«, sagte er, mit einer Stimme so weich wie Samt und Seide.

»Nein«, antwortete ich.

»Du weißt doch noch gar nicht, was ich dich fragen will.«

»Oh, doch«, sagte ich. »Du willst mit mir rappen. Nur dass du nicht singen kannst. Macht nix. Aber du kannst auch nicht reimen. Das heißt, ich muss alles alleine machen.«

»Och, Matti«, sagte Otto.

Und damit hatte er mich. So war es schon immer.

Wenn er auf die Art »Och, Matti« sagt, fühle ich mich alles auf einmal: Geschmeichelt, weil er meine Hilfe braucht. Verantwortlich, weil er immerhin mein bester Freund ist. Ein kleines bisschen wütend, weil er das ausnutzt. Und dann ist es auch ulkig. Ich musste also lachen. Und wenn ich erst mal lachen muss, sage ich zu allem Ja und Amen.

»Aber nur, wenn du wenigstens mitdenkst«, sagte ich.

»Klar!«, rief er. »Ich denk voll nach. Versprochen.«

Ich hielt ihm die Hand entgegen. Er schlug ein. »Nur mit dem Gangsta-Rap, das wird schwierig«, sagte er.

»Wieso?«, fragte ich.

Er sah mich an, vollkommen ruhig und vollkommen ernsthaft.

»Wir sind viel zu brav«, sagte er.

Und je länger ich darüber nachdenke, desto nervöser macht mich das. Denn ehrlich, Otto hat absolut recht.



Zweites Kapitel, in dem Pläne gemacht und wieder verworfen werden

Ich glaube, ich hätte nicht halb so viel über die Sache mit dem Bravsein nachgedacht, wenn es nicht Otto gewesen wäre, der es gesagt hat. Denn Otto kennt mich mein ganzes Leben minus drei Wochen. Als ich drei Wochen alt war und Otto vier, waren meine Mutter und Ottos Mutter zur Antischwangerschafts-Gymnastik gegangen, hatten sich kennengelernt und ratzfatz befreundet. Otto und ich waren bei derselben Tagesmutter, im selben Kindergarten und wurden dann beide in die 1c eingeschult. Otto kannte meine Oma, mein geheimes Süßigkeitenversteck und sogar meinen Vater, bevor er sich vom Acker gemacht hatte. Ich wiederum wusste, dass Ottos Mutter sich immer freitags mit einem alten Freund traf, von dem Ottos Vater nichts wissen durfte. Ich kannte Ottos Brüder, Fritz und Franz, und seine große Schwester Martha. Wir hatten zusammen Silvester gefeiert und um Ottos Hund Heidi geweint. Wenn Otto so etwas über uns sagt, dann ist was dran.

Ich hätte von mir selber nie gesagt, dass ich brav bin. Und meine Mutter ganz sicher auch nicht. Sie findet, dass ich zu wenig Klavier übe, zu oft am Handy bin, mich morgens nicht schnell genug anziehe und meine Hausaufgaben nicht ernst nehme. Und noch alles Mögliche andere.

Ottos Eltern denken, glaube ich, nicht so viel darüber nach, ob er brav ist. Sie sind zufrieden, wenn er morgens aufsteht, zur Schule geht, alle seine Kurse besucht und im Hellen nach Hause kommt. Immer, wenn ich komme, oder jedenfalls meistens, stürmt gerade einer von ihnen aus der Tür. Sie sind irrsinnig beschäftigt. **ÜBER**beschäftigt, finde ich. Wenn sie nicht unterwegs sind, reden sie darüber, was sie alles noch tun müssen. Obwohl ich sie so lange kenne, weiß ich nicht genau, womit sie ihr Geld verdienen. Otto weiß es auch nicht. Als ich ihn mal gefragt habe, sagte er: »Irgendwas mit Medien«, und zuckte die Schultern.

Eins allerdings wissen wir: was seine Mutter neben der Arbeit macht. Es ist ein Geheimnis, das Otto, seine Geschwister und ich teilen und absolut geheim halten. Und zwar, dass Ottos Mutter

einen Mamablog schreibt. Wenn jemals jemand rauskriegt, dass dies der Blog von Ottos Mutter ist, wäre das sein Untergang.

Der Blog heißt »Mama Mitte« und wird richtig viel gelesen. Zum Glück



nicht von Menschen, die so alt sind wie wir. Das Schlimme ist, worüber sie schreibt. Sie könnte ja über Antischwangerschafts-Gymnastik und so was schreiben. Erwachsenensachen. Aber was tut sie? Sie schreibt über Otto. Und Fritz und Franz und Martha. Es ist so überpeinlich, dass mir jedes Mal heiß wird, wenn ich es lese. Das einzig Gute ist, dass sie keine echten Fotos in den Blog stellt. Wer also nicht weiß, dass es Ottos Mutter ist, ahnt nicht, um wen es geht. Otto denkt aber, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis es jemand rauskriegt. Und dass sich dann die ganze Klasse darüber lustig macht, was in Ottos Familie los ist. Sie schreibt zum Beispiel rein, dass Otto in verschiedenen Socken losläuft und mit neun Jahren noch an den Weihnachtsmann glaubte (»Stimmt nicht!«, sagt Otto). Dass Fritz und Franz jeden Morgen Kakao im Bett trinken und Angst vor der Kitareise haben und dass Martha sich das erste Mal verliebt hat. Das war das Schlimmste. Martha ist völlig ausgeflippt, als sie das gelesen hat. Ottos Mutter sagt, es sei doch anonym, aber wer weiß. Martha erzählt ihrer Mutter jetzt gar nichts mehr. Und Otto hat jeden Tag Angst, dass jemand dem Blog auf die Schliche kommt.

Heute Nachmittag hatten wir uns verabredet, um über den Rap zu sprechen. Wir haben uns nach der Schule Pizza aufgebacken und uns dann an den Küchentisch ge-



setzt. Erst mal haben wir Videos angeguckt. Zur Inspiration. Mein Großvater sagt immer: »Inspiration ist alles!« Aber der muss auch keine Hausaufgaben machen. Es war nämlich nicht so, dass wir uns nach dem Videogucken besser fühlten oder mehr Ideen hatten. Im Gegenteil. Diese ganzen Typen mit ihren dicken Ketten und Muskelshirts und schwarzen Autos und Bärten – das sind echte Rapper. Und Bruda Berlin ist der kleine Bruder von echten Rappern. Er hat das Gangsta-Gen. Wir haben das Gangsta-Gen nicht. Unsere Freunde haben es nicht. Unsere Eltern nicht. Um uns herum hat es überhaupt niemand.

In unserem Viertel gibt es keine Spielhöllen oder Döner-Läden oder Ein-Euro-Shops. Es gibt noch nicht mal mehr einen normalen Lebensmittelladen. Oder einen Bäcker. Dafür haben neulich zwei vegane Cafés eröffnet und eine Kindermode-Boutique, die »Carl und Clärchen« heißt. Die schlimmsten Verbrechen, die hier passieren, sind Kinderwagen-Diebstähle. Was toll ist: Wir können alles zu Fuß oder mit dem Fahrrad machen. Klavier (ich), Yoga (Otto), Mathenachhilfe (ich), Fechten (ich), Gitarre (Otto), Kochen für Kids (Otto). Hört sich irgendwas davon nach Gangsta-Hobbys an?

»Wir machen eben auch nie was Verbotenes«, sagte Otto und klang dabei sehr trübsinnig. »Na ja ...«, sagte ich. Wir machen schon verbotene Sachen. Wir sitzen am Computer, wenn wir nicht dürfen, klauen Schokolade aus der hintersten Ecke vom Schrank, fahren nach der Schule ohne Helm auf dem Fahrrad und sind schon heimlich in Filme ab zwölf gegangen, mit

Toni, der dreizehn ist und einen Schülerschein für uns gefälscht hat.

Aber ich muss zugeben, es war nichts gangstamäßig Verbotenes. Nichts, womit man dicke Goldketten oder dicke Autos ergaunert. Wobei uns dicke Autos ja auch nichts nützen würden. Und Otto würde seine goldene Kette sowieso am selben Tag verlieren.

»Woran dachtest du denn so?«, fragte ich. »Raubüberfälle? Wohnungseinbrüche?«

Otto starrte in die Luft. Er schien sehr angestrengt nachzudenken, aber offensichtlich fiel ihm nichts ein. »Nichts so richtig Schlimmes«, sagte er schließlich. »Und es darf nicht zu gemein sein. Also nix mit alten Leuten oder Kindern.«

»Was kaputt machen geht auch nicht«, sagte ich. Wenn man so ganz genau überlegte, was alles verboten war, hatte vieles mit Leute-Ärgern oder Sachen-Kaputtmachen zu tun.

»Wir müssen also was Verbotenes machen, das niemandem schadet?«, fragte Otto. »Warum sollte es dann verboten sein?«

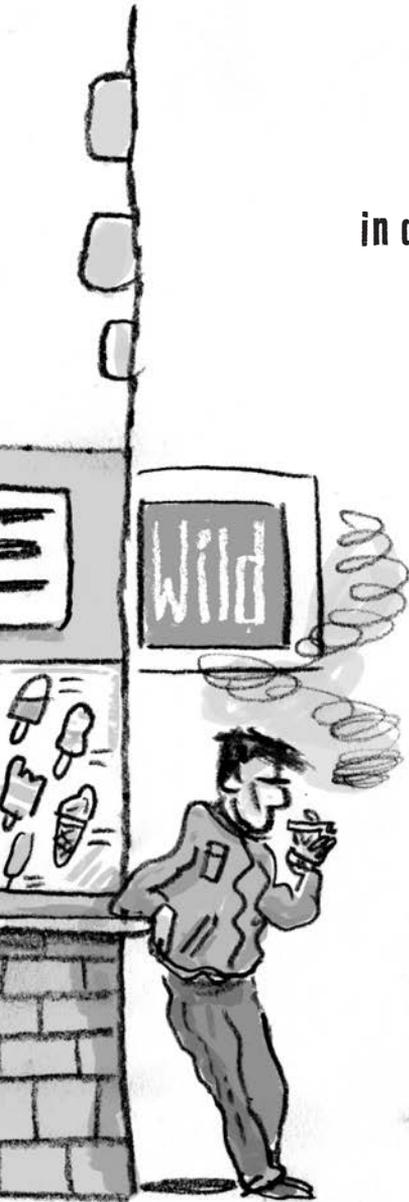
»Wenn es jemandem schadet, müsste der es zumindest verdienen«, sagte ich.

Wir dachten. Wir schwiegen. Dann sahen wir uns plötzlich gleichzeitig an. Und wie aus einem Mund riefen wir: »Horst Zimmermann!«

ZUR ECKE



Drittes Kapitel, in dem uns ein Name findet



Horst Zimmermann kennt jeder in unserer Straße. Ach Quatsch, in unserem ganzen Viertel. Zumindest jeder, der unter vierzehn ist. Und jeder mit Kindern. Horst Zimmermann gehört der letzte normale Laden in unserer Straße. Er heißt »Zur Ecke« und ist ein Kiosk mit angeschlossenem Späti, in dem es nicht etwa Buddha-Rollen und Rhabarberschorle gibt, sondern Riesengummibären und Eis am Stiel und Bier und abgepackte kleine Salamis. Horst Zimmermann ist klein und drahtig und auf seinem Kopf wellen sich dunkle, gegelte Haare. Er raucht wie ein Schlot und steht deshalb meis-

tens auf der Straße. Egal, bei welchem Wetter. Das hat – aus seiner Sicht – den Vorteil, dass er besser brüllen kann. Denn er brüllt immer. Und zwar meistens in unsere Richtung. Für seine Freunde ist er »Hotte«. Für uns und unsere Freunde und unsere Eltern und die Eltern unserer Freunde ist er der »Kinderfeind«.

Ich weiß nicht, wer ihm den Namen zuerst gegeben hat. Aber ich weiß, dass er ihn sich verdient hat. Und zwar so richtig. Um ein echter Kinderfeind zu sein, reicht es nicht, unfreundlich zu sein, wenn einer mit einem Zehn-Euro-Schein kommt statt mit Kleingeld. Oder loszupoltern, wenn einer zu leise spricht. Oder eine Mutter anzubrüllen, weil ihr Baby in seinem Laden weint. Nein, man muss jeden Tag so richtig bekotzt sein, und das über Jahre. Hotte Zimmermann ist bekotzt. Er schreit uns an, wenn wir Ball spielen und wenn wir Fahrrad fahren, wenn wir zu nah an ihm vorbeigehen und wenn wir die Straßenseite wechseln.

Meine Mutter sagt immer, dass Leuten, die besonders unfreundlich sind, irgendwas Schlimmes im Leben passiert ist. Vielleicht stimmt das ja. Aber ehrlich: Weil man selber was Schlimmes erlebt hat, ist das ja noch kein Grund, das Schlimme im Leben von anderen zu sein. Ich meine, ich könnte ja auch den ganzen Tag rumprügeln und schimpfen, weil mein Vater abgehauen ist. Mach ich aber nicht. Bei Hotte Zimmermann denke ich, dass ihn vielleicht Vater und Mutter verlassen haben, weil er schon als Kind so scheiße war. Und dann wurde er noch fieser. Und nun ist er ein Megaekel.

Wir könnten ihn auch einfach ignorieren, aber er ist eben der

mit den Süßigkeiten und dem Eis. Deswegen geht das nicht. Der einzige andere Eisladen nimmt 1,80 pro Kugel und es gibt Quitte-Lavendel und Chili-Erdbeere. Wer will das essen? Erdbeere reicht völlig. Meine Meinung. Dann kostet die Kugel auch nur 90 Cent.

Jedenfalls – das ist der Grund, warum wir öfter mal in Hotte Zimmermanns Laden gehen, obwohl er gemein und unfreundlich ist. Und Hotte Zimmermann ist auf jeden Fall jemand, dem man ein bisschen schaden kann, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben.

Otto und ich guckten uns an und grinsten. »Außerdem«, sagte Otto mit seiner »Und-jetzt-kommt's!«-Stimme, »außerdem könnten wir den Rap über ihn schreiben.«

Otto ist ziemlich schlau. Nicht die Sorte schlau, die man sofort merkt. Er ist auch nicht so einer, der immer alles weiß. Oder etwa auswendig lernt. Er ist mehr so still-schlau. Er denkt über Sachen nach, über die ich nie nachdenken würde. Zum Beispiel, ob ein blinder Fisch traurig ist, weil er blind ist. Oder ob Fische nie traurig sind. Oder ihm das Blindsein egal ist, weil es sowieso dunkel ist, da ganz unten im Meer. Ein andermal hat er mir erzählt, dass er sich nachts im Bett erschreckt, weil er über die Unendlichkeit nachdenkt. Ich schlafe im Bett.

Die Idee mit dem Rap war super. Wir schoben die Pizzapackungen zur Seite, setzten uns an den Küchentisch und fingen an. Auf Zimmermann reimte sich: kann, dann, wann, fun, run, Spann. Und natürlich alles auf Mann. Blödmann, zum Beispiel. Oder Dobermann.

Auf Hotte reimen sich Motte, Flotte und Karotte. Alles Sachen, die leider nicht so gangstamäßig klingen.

»Der Zimmermann, der ist ein Dobermann, der Hotte, der ist 'ne Motte«, begann Otto und ich musste lachen. Ich meine, so richtig. Es dauerte, bis ich mich ausgelacht hatte. »Du bist so ein Lachvogel«, sagte Otto. Ich musste wieder lachen. »Reiß dich mal zusammen«, sagte Otto und guckte so streng er konnte, was nicht besonders streng war. Aber es reichte, um aufzuhören. Nach einer Weile hatten wir die erste Zeile: »Hotte Zimmermann, der schreit die Kinder an, er ist ein Dobermann, der uns nicht leiden kann.«

Das war immerhin ein Anfang. »Und weil's ihm recht geschieht, singen wir jetzt ein Lied«, machten wir weiter. Pause. Lange Pause. Wir starrten auf den Tisch.

»Wir brauchen einen Namen«, sagte Otto plötzlich. Er hat recht, alle coolen Rapper haben einen Namen. Aber uns fiel keiner ein.

Gegen sechs kam meine Mutter nach Hause, wir waren immer noch keinen Schritt weiter.

»Ah, die Herren Kinder bei der Arbeit«, sagte sie und küsste mich, was nur in Ordnung ging, weil Otto mich schon immer minus drei Wochen kennt. »Alles klar?«

»Geht so«, sagte ich, »wir müssen einen Rap für die Schule schreiben und das ist nicht so einfach.«

»Aber eigentlich eine gute Idee«, sagte sie und fing an, die Einkäufe einzuräumen. »In Deutsch?«

»In Musik«, antwortete Otto. Er wirkte abwesend und schien nachzudenken.

Meine Mutter erzählte ein bisschen von ihrem Tag. Sie arbeitet in der Verwaltung von einem großen Krankenhaus und kommt oft ziemlich spät nach Hause. Heute hatte ein Kollege Geburtstag gehabt und Kuchen spendiert. »Und unser Praktikant hat sechs Stück gegessen, stellt euch das mal vor!« Kein Problem. Ich konnte auch sechs Stück Kuchen essen. Wenn man sie denn mal kriegte.

Wie aus dem Nichts sagte Otto: »Die Herren Kinder!« Wir guckten ihn erstaunt an. »Das ist der Name«, sagte er. »Unser Rapper-Name.«

Ich ließ es einen Moment sacken. Die Herren Kinder. Gar nicht schlecht. Es klang ein bisschen lustig. Und Kinder waren wir ja. Ich habe bei meinen Großeltern mal einen uralten Film gesehen, der hieß »Die Gentlemen bitten zur Kasse«. Die waren zwar eine Verbrecherbande, aber cool. Und auch eigentlich nur so halbe Verbrecher. Sehr höfliche Verbrecher. Deswegen Gentlemen, das hat mir meine Oma erklärt. Freundliche Herren. Und wir wären Kindergangster. Die Herren Kinder. Hatte den Vorteil, dass es sich auf Blinder reimte. Oder auf Rinder.

»Keine Bullen, keine Rinder – nein Kinder! Die Herren Kinder«, rappte ich.

Otto grinste.

»Geht doch«, sagte er.

Viertes Kapitel, in dem Sport getrieben und ein Plan entworfen wird

Am nächsten Morgen hatten wir Sport. Ich liebe Sport. Erstens, weil ich Sport liebe. Und zweitens, weil ich Herrn Niendorf liebe. Also, nicht richtig liebe, natürlich. Aber quasi. Herr Niendorf hat lange blonde Haare wie ein Surfer, spielt in einer Band, fährt Motorrad und sagt nie »Liebe Kinder!«, wenn er etwas von uns will. Er sieht aus wie einer, der ein Leben hat. Vielleicht ist nicht sein ganzes Leben wild und gefährlich. Aber wahrscheinlich hat er solche Momente.

Beim Sport lässt er uns Sachen machen, die andere Lehrer strengstens verbieten. Ringkampf spielen. An den Seilen hochklettern, ohne dass Matten darunterliegen. Manchmal habe ich das Gefühl, wir sind ihm ein bisschen egal, aber auf eine gute Art. Er guckt einfach nicht in jedem Moment so genau hin.

Heute spielten wir Völkerball, und die Mädchen fingen schon an zu schreien, als er es verkündete. Sie kreischen dann sowieso die ganze Zeit, weil sie solche Angst vor dem Ball haben. Ich ver-

stehe das nicht. Wenn sie nicht getroffen werden wollen, sollen sie ihn eben fangen. Aber ich glaube, sie wollen ihn gar nicht fangen, sondern Theater machen.

Otto mag Völkerball auch nicht. Er mag überhaupt keine Ballspiele. Er mag es auch nicht zu rennen, zu springen oder zu klettern. Und wenn ich ihm zugucke, kann ich das verstehen. Seine Arme und Beine gehen immer in andere Richtungen, als sie sollen. Es ist, als ob sein Kopf seinem Körper nicht sagen könnte, wo es langgeht. Oder als ob sein Körper nur zur Hälfte zuhört. Und so kommt es, dass Otto immer über seine eigenen Füße stolpert, gegen andere Leute stößt, nie den Ball fängt und immer vom Schwebebalken oder vom Barren fällt.

Seine Eltern hatten gehofft, dass er besser zurechtkommt, wenn er Yogastunden nimmt. Und Otto sagt, sie haben damit völlig recht: Er tut sich beim Fallen nicht mehr so weh.

Jedenfalls: Nachdem Otto schon sehr viele Bälle abbekommen hatte, sagte er, dass ihm schlecht sei. Herr Niendorf schickte ihn mit einem Ich-glaube-dir-kein-Wort-Blick auf die Bank. Otto schlich sich mit einem leidenden Ausdruck im Gesicht. Der ging dann schnell weg, als er erst mal saß. Stattdessen schien er nachzudenken. Warum muss Otto unbedingt Sport machen, wo er doch so viel besser denken kann?

Ich bekam ein paar Hammerbälle von Jan-Niklas ab, der sich einen Spaß daraus machte, besonders scharf zu schießen. Jan-Niklas spielt Basketball und zeigt gerne, was er kann. Blöderweise kann man sich nie an ihm rächen, weil er die Bälle einfach fängt

und dann umso härter zurückschießt. Nach der Stunde fühlte ich mich, als hätte mich jemand durchgeprügelt. Ausnahmsweise schien Herr Niendorf allerdings auch zugesehen zu haben, denn er rief Jan-Niklas zu sich. So, wie der guckte, waren es keine Nettigkeiten, die er gesagt bekam.

Otto war wieder bester Laune und sagte in der Pause, dass er über unseren Wir-ärgern-Hotte-Zimmermann-Plan nachgedacht hätte. Und dass er eine Idee hatte, die wir besprechen müssten. Am nächsten Tag. Weil er heute neue Schuhe kriegen sollte. Wir hatten aber mittwochs sieben Stunden und dann musste ich noch zum Klavierunterricht. Und um fünf hatte Otto Yoga.

»Dann ist es schon sieben«, sagte er.

Jan-Niklas kam aus der Turnhalle und sah schlecht gelaunt aus. Er hielt den Kopf gesenkt und trat mit dem Fuß nach einem kleinen Stein.

»Was ist los?«, fragte ich.

Er sah mich wütend an. »Angeblich habe ich zu hart geschossen.«

»Stimmt auch«, sagte ich. »Mir tut alles weh«.

»Weichei«, fauchte er und zog weiter. Ich wollte noch was sagen, aber Otto zog mich am Arm.

»Egal«, sagte er. »Wie machen wir's jetzt?«

Ich dachte noch einen Moment nach und sagte dann: »Ich ruf bei Klavier an und sage, dass ich krank bin.«

Otto nickte. »Und ich schwänze Yoga. Dann haben wir den ganzen Nachmittag.«

Am nächsten Nachmittag trafen wir uns um vier. Es war zwar noch nicht ganz das wilde und gefährliche Leben, aber doch ein Anfang. Auf jeden Fall war es maximal verboten, die Musik- oder Sportkurse zu schwänzen. Unsere Eltern schienen zu denken, dass wir sofort dumm und brutal wurden, wenn wir mal eine halbe Stunde vor dem Computer saßen. Obwohl sie selber ständig davorsaßen. Ottos Mutter sowieso, mit ihrem blöden Mamablog. Und meine las selbst beim Abendessen jede Mail, die reinkam. Im Grunde war sie schlimmer als ich.

Es war vielleicht besser, sich nicht zu Hause zu treffen, und da es sowieso schönes Wetter war, verabredeten wir uns auf dem Spielplatz. Er war ganz neu und riesig, mit hohen Kletterspinnen



und Holzburgen. Das einzige Problem waren die Mütter. Und manchmal die Väter.

Die Mütter – und Väter – waren mit den kleinen Kindern da. Wobei »klein« alles unter acht war. Uns guckten sie misstrauisch an, als ob wir ihren Süßen etwas tun würden, nur weil wir auch aufs Klettergerüst stiegen. Sie trugen große Taschen mit Wasser und Äpfelchen und Dinkelstangen, und sobald eins der kleinen Kinder auf seine Mutter zulief, wurde ihm irgendetwas in den Mund gesteckt. Wenn ein Kind mal dem anderen die Schaufel klaute, wurde es richtig schräg. Dann kam die Mutti von Lily-Tabea und sprach den kleinen Fynn-Momo mit zuckersüßer Stimme an, dass er das Schäufelchen doch bitte wieder zurückgeben sollte. Und dann kam der Papa von Fynn-Momo und sagte, dass Lily-Tabea ja auch teilen lernen müsste und Fynn-Momo seine Schaufel immer gerne an andere Kinder abgab. Dann fingen die Großen an, sich anzuzicken. Lily-Tabea und Fynn-Momo vertrugen sich meist schon wieder. Na, egal.

Ganz oben auf der Kletterspinne war es jedenfalls deswegen besonders toll, weil die kleinen Kinder da nicht hochkamen. Die Eltern standen unten, guckten ängstlich, riefen ihren Kindern zu: »Nicht so hoch!«, und hatten Angst, dass wir ihren Süßen auf den Kopf fielen. Als ob. Also zumindest was mich anging. Bei Otto war ich mir selber nie so sicher.

Jedenfalls: Da oben saßen wir nun, die Sonne schien, die Blätter waren schön bunt und wir konnten weit gucken. Weit gucken ist gut fürs Denken.

»Ich habe mir überlegt«, fing Otto an, »dass wir irgendwas verstecken sollten, das sehr wichtig für Hotte Zimmermann ist. Verstecken ist nicht stehlen, aber ärgern wird es ihn trotzdem.«

Damit hatten wir zumindest eine Grundlage. Und die Grundlage ist alles, sagt mein Großvater. Er sagt das meist, während er Leberwurststullen isst und bevor er Schnaps trinkt. »Den Schnaps«, sagte ich. »Wir verstecken seinen Schnaps.«



»Otto hat gesagt, wir sind viel zu brav, und seitdem denke ich über das wilde Leben nach. Und ob er recht hat. Und was wir tun sollen, falls er recht hat. Denn falls ja, kann es nicht so bleiben.«

Matti und Otto kennen sich schon ihr ganzes Leben, minus drei Wochen. Matti hat die Lachsucht und Otto kann nicht singen. Alles ganz normal also. Oder?! Eines Tages hören sie Bruda Berlin auf YouTube rappen und beschließen: Es muss sich etwas ändern! Fragt sich nur, wie ...

